

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 2 (1922-1923)
Heft: 5

Artikel: Der tiefere Sinn der Heimatschutzbestrebungen
Autor: Boerlin, Gerhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154679>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprache verschwunden, ist der Gedanke selbst ganz wirkungslos geblieben? Vielleicht bringt uns die sich vertiefende Forschung oder ein glücklicher Zufall hier doch noch etwas, etwas besseres als jene voreilige Konstruktion einer Uebersetzungsschule, die sich an Notker angeschlossen haben sollte. Die hat es nicht gegeben. Notker stand allein auch am Ende seiner Laufbahn, und in Vergessenheit tauchen seine Werke, wie die wissenschaftlichen, so auch die poetischen und die biblischen. Nicht vermessen aber ist es zu sagen, wie die einen ihn zu Leibniz in Beziehung setzen, daß die andern ihm einen ehrenvollen Platz sichern neben Wulfila und Luther. Das anerkennen heißt zugleich auch den tiefsten Grund seiner Wirkungslosigkeit erkennen: was der Arianer und der Protestant vollbrachten, ihrem Volke die Bibel zu geben, das mußte dem frommen Sohne der weltumfassenden Kirche versagt bleiben.

Der tiefere Sinn der Heimatschutzbestrebungen.

Von
Gerhard Voerlin.

Der Ausdruck Heimatschutz in dem heute gebrauchten Sinne bezieht sich nicht auf die Abwehr kriegerischer Bedrohungen, wohl aber auch auf die Bekämpfung eines Feindes, der zwar ebenfalls von Außen bei uns eindringen kann, aber nur dann gefährlich ist, wenn er bei uns auf einen willfährigen Boden trifft. Es war ein feiner deutscher Musiker, Ernst Rudorff, welcher von Heimatschutz in der uns geläufigen Bedeutung gesprochen hat, indem er auf die zunehmende Verunstaltung des Landes aufmerksam machte. Ganz neu waren seine Ausführungen wohl nicht, wie ja auch die Großen an Vorhandenes anknüpfen. In England hatte sich schon früher eine Bewegung gegen das Ueberhandnehmen des Häßlichen, namentlich auf dem kunstgewerblichen Gebiete geltend gemacht; und diese Engländer, Morris, Crane und andere mögen starke Anregungen aus Japan empfangen haben, wo ja, bis auf den heutigen Tag, eine sonst unerreichte Uebereinstimmung der gesamten äußern Lebensgestaltung mit der ganzen Landschaft und Natur herrscht.

Auch bei uns waren schon vor Jahren Stimmen des Verdrusses und des Gohnes über den Gang der äußern Entwicklung unseres Landes laut geworden. Erinnert sei an das dafür schlechthin klassische Gedicht Gottfried Kellers: „Die Rakeburg will Großstadt werden“. Erst das Jahr 1905 führte eine Zusammenschließung von Gleichgesinnten herbei und zur Gründung der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz. Den äußern Anstoß gaben zwei Angriffe auf den bisherigen Zustand: einmal im Wallis, wo die Pierre des Marmettes, ein gewaltiger erratischer Felsblock in den Neben oberhalb von Monthey zur Ausbeutung als Steinbruch verkauft werden sollte. Und dann der Abbruch der alten Turnschanze in Solothurn

als Opfer des Zeitidols „Verkehr“. In der welschen Schweiz war es hauptsächlich eine Französin, Frau Burnat-Provins, die einen großen Zug in die Bewegung brachte. Aber es ist nett zu beobachten, wie dort dann sehr bald das „Moralische“ oben auf kam und man vor einer allgemeinen Abkehr vom Materialismus das Heil erwartete, während die deutsche Schweiz daran ging, durch die Tat eine Besserung zu erzielen.

Wir müssen uns die Sachlage zu Anfang unseres Jahrhunderts ins Gedächtnis rufen: die große Entwicklung in der Industrie, im Verkehr, in der Bevölkerung; das Anwachsen der Städte und vieler Dörfer; das Zu-
strömen der Fremden vorerst zu einem Sommer-, dann auch zu einem Winteraufenthalt; alle Einrichtungen für diesen Betrieb: der Bau großer Gasthäuser, von allerlei Beförderungsmitteln, immer kühnerer Bergbahnen aller Art, Aufzüge und dergleichen mehr. Damit verbunden die Ausnützung der Wasserläufe zur Gewinnung elektrischer Kraft und deren Verteilung über das ganze Land. Das alles gefördert durch die Anschauung, daß die Gesetzgebung diesem mächtigen Drange keine Zügel anlegen dürfe, daß sich alle Tätigkeitsbetriebe frei auswirken sollen. Es entstand eine gewisse Lust, Altes einzureißen, um Neues an seiner Stelle zu errichten; jedenfalls durfte das Alte kein Hindernis sein für die neuen Unternehmungen. Jede Veränderung wurde als Fortschritt begrüßt. Es ist eine ungeheure Arbeit geleistet worden und der Zug nach Neuem hatte etwas Gewaltiges an sich. Aber als man nun in Stunden der Beschaulichkeit die neue Schweiz überschaute, da waren die Empfänglichen erschrocken über den Anblick, der sich ihnen bot. Und ihre sorgenvolle Frage ging nun nicht dahin, ob im einzelnen dieser oder jener Bau schön sei, sondern ob denn das noch ihre Heimat sei, welche die Eigenart ihres Landes ausmachte. Zwar standen die alten Berge noch da, aber sie waren vielfach ein Anziehungsort für Touristen und Gegenstand einer unwürdigen und lächerlichen Betriebsamkeit geworden. Die trauten Städte mit ihren ehrlichen Namen waren auch nicht verschwunden, aber ihr eigenes Gepräge hatten sie vielfach verloren und eine Bahnhofstraße war ihr Stolz geworden, wie sie jede größere neue Stadt aufzuweisen hat. Manche Dörfer waren zu ungeordneten Arbeiterwohnstätten umgestaltet; die Flüsse in naturwidrige Bette gelegt, das Land mit einem Wald von Masten und einem Gitter von Drähten bedeckt. Wasserfälle waren zu armseligen Gerinseln geworden, weil das Hauptgewässer in eisernen Röhren die Abhänge hinuntergeleitet wurde. Wo man hinschaute, fand eine Ausbeute der Kräfte und Schönheiten des Landes statt. Die Einsicht kam, daß es so nicht weiter gehen dürfe, weil eine weitere Verunstaltung an die Wurzel unseres Volksdaseins greife. Niemals tauchte aber etwa der Gedanke auf, die Schweiz in den äußern Zustand eines bestimmten Zeitalters zurückzuberufen und darin für die künftigen Geschlechter als überaus große Sehenswürdigkeit zu erhalten. Wo tätiges Leben herrscht, ist Veränderung und Neugestaltung nötig. Aber sie braucht und darf nicht dazu führen, daß das Ursprüngliche verschwindet, oder wenn wir auch nichts Altem nachtrauern wollten, von dem Geiste nichts mehr zu verspüren ist, der in den alten Schöpfungen zum Ausdruck

gekommen war. Ihn zu erneuern, wurde sehr bald als Hauptaufgabe des Heimatschutzes erkannt. Wenn man ihm nachging, so zeigte sich, daß er nicht nur das schönste Bauernhaus der Welt, das bernerische geschaffen, sondern daß er auch bei diesem kräftigsten eidgenössischen Stamme, in der ausgebildetsten Mundart und den schönsten Volksliedern Ausdruck gefunden hatte. Die Vorgänge dieser Entstehung sind uns verborgen und ebenso die Wechselwirkung des einmal Geschaffenen auf den Volksgeist selber. Wenn den Appenzellern besonderer Witz nachgerühmt wird, so bildet ihre Mundart eine Vorbedingung dazu, die nun aber ihrerseits von dieser witzigen Ader genährt wird. An diesen höchsten Schöpfungen, der Sprache und der Bauweise, fällt auch dem ungeschulten Auge und Ohr die Eigenart auf, daß sie, ganz abgesehen von ihrer Schönheit, sich deutlich von anderen unterscheidet und in ihnen die wesentliche Eigenschaft des Heimatlischen liegt, soweit nicht die reine Landschaft den Hauptanteil hat.

Diese schaffende Kraft hat durch so manches Jahrhundert unseren Kirchen, Schlössern, Stadt- und Landhäusern immer ein eigenes Gepräge gegeben, auch wenn der Anstoß zu neuen Bauformen vom Auslande herkam: so hat noch der letzte große Baustil, der Barock, namentlich in unsern Bürgerhäusern eine unserer mehr auf das Einfache und Schlichte gerichteten Art entsprechende eigene Gestaltung gefunden. Solange diese Fähigkeit der Umformung zu der uns gemäßen Art erhalten blieb, kann von einer Gefahr der Ueberfremdung nicht die Rede sein. Aber daß sie eben offenbar vielfach versiegt war, das war die Ursache jener großen Verwüstung, jener heimatlosen Neubildungen. Nicht nur war der untrügliche Sinn für das eigene Echte in der Bauweise und im Handwerk so sehr abhanden gekommen, sondern ebenso sehr in der Sprache: mit welcher Sicherheit hatten sich unsere Vorfahren z. B. alle welschen Ortsnamen angepaßt. Von der ganzen Fülle ist nur noch „Genf“ übrig geblieben; einige Wenige wissen noch wo Vivis liegt; Tfferten, Milden, Neuse usw. sind verschwunden. Oder: welche Anschaulichkeit liegt in dem bernischen Ausdruck „Bergeldstag“ für Konkurs, oder in dem ostschweizerischen „Fergen“ für spedieren, so daß es eine ewig zu bedauernde Unterlassung unserer Gesetzgebung ist, diese und viele andere Prägungen unseres Sprachgeistes nicht in Ehren gehalten oder wieder zu Ehren gezogen zu haben. Wieviel in der Vorstellung und Empfindung des Heimatlischen die gemeinsame Sprache ausmacht, wissen wir; wie viel aber auch das vertraute Bild des Fleckchens Erde, auf dem man lebt, und wie durch dessen Schädigung Gemütswerte, nicht ungestraft, verletzt werden; das ist vielleicht nicht allen gleich einleuchtend. Und doch brauchen wir uns nur vorzustellen, welches die Hauptempfindungen der in den heutigen Großstädten aufgewachsenen Jugend sein müssen, und damit ihr Verhältnis zu den Mitmenschen, um uns der Bedeutung eines vom Geiste unseres Landes, in dem wir aufgewachsen sind, gebildeten und bewahrten Heimatsbilde bewußt zu werden. Das tiefe Gefühl des Verbundenseins mit diesem Boden, weil er so ist, wie ich bin, und ich bin, wie er mich erzogen hat, das begründet zu diesem abgegrenzten Kreise von Menschen, die mit uns diese Empfindung für das gleiche Stück Erde

teilen ein ganz anderes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, als es in unseren Städten möglich ist, wo vielfach nur der aus einer trostlosen gemeinsamen Lage entspringende Haß die Menschen verbindet und darum ganz folgerichtig die Heimatliebe überhaupt ablehnen läßt. Mit Chauvinismus, einem Geistes- und Gemütszustand, für den es weder ein allgemein deutsches noch etwa ein besonderes schweizerisches Wort gibt, hat das nichts zu schaffen. Fremde Gedanken sollen nicht fern gehalten, vielmehr mögen sie im Vertrauen auf die eigene Kraft willig aufgenommen werden, etwa im Sinne des Goetheschen: Erwirb es, um es zu besitzen. Aber auch vor den allgemeinen, die gesamte Menschheit zum Ziele nehmenden Antrieben unterscheidet sich jenes Heimatsgefühl. Es kennt wohl nähere und weitere Verwandte; aber mit den von jeder Ueberlieferung abgekehrten, mit keinem Boden verwurzelten Bestrebungen auf eine gemachte und nicht gewordene Einheitlichkeit kann es sich nicht befassen. Was enthalten diese denn an tieferen Werten anderes als die Gebote des Christentums schon vor Jahrhunderten lehrten? Der Heimatschutz geht auf Pflege der Mannigfaltigkeit, die sich in der Schweiz wie kaum auf so kleinem Raum sonst in der Welt entfaltet. Das ist ja gerade das Wunderbarste bei uns, wie sich von Tal zu Tal die Sprache und andere Ausdrucksformen des Geistes ändern und in verschiedenen Gestaltungen sich offenbaren. An diese Quellen gilt es zu gelangen durch Pflege dieses Heimatlichen, und wesentliches Ziel des Heimatschutzes ist es, den Sinn für dieses Eigenartige, für das uns Gemäße, für das Ueberlieferte zu wecken und zu fördern. Nun aber nicht etwa in einem altertümelnden Gebahren. Das wäre äußere Nachahmung, sondern wie ein guter Konservatismus verfährt, um dieses Wortungetüm aus der politischen Sprache zu gebrauchen, der das Alte nicht ohne Not opfert, das Neue in die Ahnenreihe stellt und im Enkel die Züge der Vorfahren zu sehen wünscht. Worin dieses Eigenartige liegt, ist mit Worten nicht auszudrücken; aber wir sehen es ja zur Genüge, und gottlob immer noch in voller Frische in den Werken unserer guten Meister und allenthalben in unserer Landschaft. Wenn es erlaubt ist, uns gewisse Eigenschaften vornehmlich zuzuschreiben, so dürfte es der Sinn für das Einfache, Echte, Gediegene, die Abkehr von allem Scheinwesen sein. Natürlich wäre es ein Trugschluß, alles derart Beschaffene als schweizerisch anzusprechen; es bedarf der Erscheinung in einer gewissen überlieferten Form, die bildungsfähig und nicht auf einen bestimmten geschichtlichen Stil verhaftet ist. Man kann gothisch oder barock bauen und heimatlich wirken oder nicht, je nachdem jenes ganz besondere Gepräge vorhanden ist oder fehlt. Wie wenig der Stil hier mitspricht, zeigt eine Hinweisung auf das eidgenössische Polytechnikum und auf die meisten Bundesbauten, die ja in demselben Stil gehalten sind. Sempers Bau ist wegen seiner Einfachheit und seiner Schlichtheit bei aller Kraft ein überaus getreuer Ausdruck unseres Wesens und löst dabei die schwerste Aufgabe: ein Sinnbild der gesamten Heimat zu sein, während er in keiner Verbindung mit der überlieferten Bauweise Zürichs als landesfremd erscheinen müßte. Der Genius sprengt die heimatliche Begrenzung und wenn er auch sein Gebilde auf ein bestimmtes Land bezieht, so ist es ein Werk der reinen Kunst und gehört einer anderen

Ordnung an. Ganz anders jene etwas verächtlich als Bundesarchitektur bezeichneten Bauten, welche keine zeit- und ortlosen Kunstwerke sind und zudem jeder heimatlichen Wirkung entbehren. Diese Gegenüberstellung macht anschaulich, wie der Heimatschutz nicht auf das Schöne schlechthin gerichtet wird, sondern auf das zum Bilde, zur Vorstellung der Heimat gehörende. Das künstlerisch weniger Vollkommene kann ihm unter Umständen wertvoller sein, wenn ihm nach den Verhältnissen eine stärkere Betonung des Bodenständigen wichtiger zu sein scheint als das rein Künstlerische. Auf einer Alp ist ein Volkslied angebrachter als ein Beethovensches Quartett.

Der sichere Blick für das Gemäße und Angemessene erscheint somit als das erstrebenswerte Ziel der Heimatschutzbestrebungen; jene im Grunde eines Menschen ruhende Unbeirrbarkeit. Durch liebevolles Erforschen der Vergangenheit und durch das Besinnen auf das nahe Gute mag wohl ein Weg dazu gefunden werden, namentlich wenn ein größerer Kreis von Volksgenossen von diesem reinen Streben erfüllt ist, weil dadurch, möchte man hoffen, in etwas jenes edlere Gemeinschaftsleben geschaffen wird, aus welchem der einzelne Schaffende schöpfend, genährt wird, um unter glücklichem Gestirn, darüber hinaus zu wachsen, ein Führer auf heimatlichem Boden zu werden. Wenn hier stets das Gewicht auf die Pflege des Landmannschaftlichen im engeren Sinne gelegt wird, so hindert das den Erkenntnistrieb nicht, wie es im Vorgehenden auch geschehen, allgemeinschweizerische Züge aufzufinden und klar zu legen. Aber für die erstrebenswerte Fortbildung im äußern Gestalten läßt sich damit nichts gewinnen, weil gerade in der Vielgestaltigkeit im höchsten Maße der Wert unserer Eigenart liegt: ein allgemeines Schweizerdeutsch, eine allgemeine schweizerische Bauweise sind Undinge. Ob es eine schweizerische Musik, ein schweizerisches Schriftstellertum gibt, darf schon unter diesen Gesichtspunkten bezweifelt werden. Die Wurzelgebiete mögen größer sein als bei Sprache und Bauweise; aber die ganze Schweiz umfassen sie nicht.

So sucht der Heimatschutz die neue Entwicklung unter engster Anlehnung an das Ueberlieferte zu fördern, indem er Augen und Herz empfänglich macht für das Gut der Eigenart, was auch mit Persönlichkeit bezeichnet werden kann, und Ehrfucht für die landschaftliche Gestaltung, auch im Kleinsten, erweckt, weil nur aus einer solchen Gesinnung heraus Männer entstehen können, denen diese schweren Aufgaben mit Sicherheit anvertraut werden dürfen, weil sie, mit der Heimat auf das Innigste verbunden, alles zu prüfen und das Beste, das ist das uns Gemäße, zu wählen verstehen.